

Peter Eisenberg

Sollen Grammatiken die gesprochene Sprache beschreiben?

Sprachmodalität und Sprachstandard

1 Disziplin ohne Gegenstand

Die Formulierung des Tagungsthemas „Was wird aus der Erforschung der gesprochenen Sprache?“ bekräftigt eine Auffassung, die in den vergangenen Jahren innerhalb unserer Disziplin an Boden gewinnt: Wir haben Anlass, über die Erforschung der gesprochenen Sprache besonders nachzudenken. Die Veranstalter stellen im Tagungsexposé einerseits „die zunehmende Berücksichtigung gesprochener Sprache in der Grammatikschreibung“ fest, meinen aber auch, dass „die grammatischen Eigenschaften der geschriebenen Sprache weitaus besser erforscht sind als die der gesprochenen.“ Dem ist zu entnehmen, dass es in erster Linie um die *grammatischen* Eigenschaften der geschriebenen und gesprochenen Sprache gehen soll. Damit ist der erste inhaltliche Komplex genannt, der im vorliegenden Beitrag behandelt wird. Der zweite bezieht sich direkt auf einen der von den Veranstaltern gemachten Themenvorschläge, nämlich „Gesprochene-Sprache-Forschung und Grammatikschreibung: Möglichkeiten, Perspektiven.“

Um das Anliegen weiter zu verdeutlichen, möchte ich zunächst von den Möglichkeiten und Perspektiven der Grammatikschreibung abrücken und der Frage nachgehen, ob wir in unseren Grammatiken eher die gesprochene oder die geschriebene Sprache behandeln und ob sich, wenn wir wissen, was wir tun, daran etwas ändern soll. Es wird also ausdrücklich zwischen Grammatikschreibung und der allgemeineren Frage, ob und in welcher Hinsicht das Gesprochene Gegenstand der Sprachwissenschaft ist, unterschieden.

In beiderlei Hinsicht besteht Klärungsbedarf, schon weil die gemäßigten und freundlichen Formulierungen des Tagungskonzepts nicht von jedermann unterschrieben werden. erinnert wird an starke Worte, wie sie etwa Peter Schlobinski in seinem Sammelband ‚Syntax des gesprochenen Deutsch‘ findet. Unter Berufung auf den bekannten Klassiker und natürlich Steven Pinker schreibt er (1997: 10): „Fraglich ist nicht, daß das Sprechen [...] primär ist, zu fragen ist indes, ob und wie weit von der konkreten gesprochenen Sprache

abstrahiert werden kann.“ Dieses Statement bezieht sich auf die Syntax. Im allgemeinen Verständnis geht es beim Verhältnis der Syntax des Gesprochenen zur Syntax des Geschriebenen in erster Linie um Berücksichtigung von Variation. Von Seiten der Gesprochene-Sprache-Forschung äußert sich das in dem Vorhalt, die Syntax schließe, eben weil sie eine Syntax des Geschriebenen sei, viele Daten aus, die man, wenn man ‚das Deutsche‘ erfassen möchte, nicht ausschließen darf. Und noch kritischer ist die Lage, wenn man Phonologie, Intonationsforschung und Graphematik einbezieht. Es kann nicht auf sich beruhen, wenn es umgekehrt im ersten großen Sammelband der Bad Homburger Studiengruppe ‚Geschriebene Sprache‘ heißt: „Nur wenige Linguisten haben sich nicht der Ansicht angeschlossen, Schrift und schriftliche Sprache seien kein sprachwissenschaftlicher Gegenstand.“ (Günther/Günther 1983: X) Offenbar fühlen sich beide Seiten vernachlässigt, und wenn man jede von ihnen wörtlich nähme, hätte die Sprachwissenschaft sich mit etwas beschäftigt, das einerseits zu abstrakt ist, um gesprochene Sprache zu sein, andererseits aber nicht die geschriebene Sprache ist.

Eine Möglichkeit, mit diesem unerfreulichen Schluss umzugehen, ist die Kennzeichnung der neueren Sprachwissenschaft als skriptizistisch, als Subjekt eines Doppellebens, das vorgibt, die gesprochene Sprache zu untersuchen, in Wahrheit aber nur die geschriebene im Auge hat. Die führenden Sprach- und Grammatiktheorien des 20. Jahrhunderts, so formulieren es Ágel/Kehrein (2002: 9) „verkünden also das Primat des ‚mot parlé‘“, jedoch müsse aus den Implikationen der jeweiligen Theorien „auf das latente Primat des ‚mot écrit‘ geschlossen werden.“ In einer neueren Arbeit wird die These von Ágel (2003: 40) zugespitzt und erweitert zu einem Fazit, das die künftige Grammatikschreibung zu beherzigen habe, nämlich dass „die moderne Linguistik – gewollt oder ungewollt – einen zweifachen Ballast ‚mitschleppt‘: den des Synchronizismus und den des Skriptizismus“. Beide können zur Kennzeichnung einer Sprachwissenschaft zusammengebracht werden, die ihren Gegenstand formalistisch, ahistorisch und als statisches Gebilde behandelt.

Bleiben wir zunächst beim Skriptizismus als einer in vielfältiger Form auftretenden Selbstkritik unserer Disziplin. Bei Ágel konkretisiert sie sich etwa in dem Haupteinwand gegen Saussures Sprachwandelauffassung, dass diese „sowohl die mediale als auch die konzeptionelle Seite des Geschriebenen ausklammert“, und sie konkretisiert sich weiter darin, dass die „ex silentio generative Theorie medial wie konzeptionell indifferent“ bleibt (Ágel 2003: 5f.; 7).

Es soll nicht um die Frage gehen, welchen Beitrag die generative Linguistik zur Graphematik geleistet hat (unerheblich ist er nicht), sondern um mögliche Folgerungen aus dem, was eben als Deutung der aufgetretenen Widersprüchlichkeiten und als möglicher Ausweg zu ihrer Lösung beschrieben

wurde. Die ins Auge gefassten Lösungen können unabsehbare Konsequenzen haben, denn „[i]n der modernen Forschung gilt es [...] als unumstritten, dass gesprochene und geschriebene Varietäten einander gegenseitig beeinflussen [...] Was umstritten ist, ist, ob diese Varietäten eigene Systeme (Langue) darstellen [...]“ (Ágel 2003: 6; dazu auch Fiehler et al. 2004: 36ff.; 118ff.). Soll man das wirklich erwägen, soll man eine theoretisch derart bedrohliche Perspektive überhaupt ins Auge fassen? Führt für eine Sprache wie das Deutsche kein Weg an einer Neuorientierung der Grammatikschreibung vorbei, wenn man unsere Selbstanklagen ernst nimmt und dazu beitragen möchte, sie gegenstandslos zu machen?

Wir sprechen im Folgenden von Mündlichkeit und Schriftlichkeit allgemein als von Sprachmodalitäten oder einfach von Modalitäten. Soweit erforderlich, wird danach unterschieden, ob vom Geschriebenen als Verschriftung (medial) oder als Verschriftlichung (konzeptionell) einer Sprache die Rede ist. Abschnitt 2 thematisiert in erster Linie den medialen Aspekt des Verhältnisses von Gesprochenem und Geschriebenem, also die Lautform und die Schriftform sprachlicher Einheiten und ihr Auftreten in der Gliederung von Grammatiken. In Abschnitt 3 geht es um den Status der Modalitäten und um Fragen der Norm, in Abschnitt 4 erneut um den Inhalt von Grammatiken.

2 Aporien der Grammatikgliederung

Wie eine Grammatik das Verhältnis von geschriebener und gesprochener Sprache versteht und behandelt, lässt sich nur zu einem kleinen, aber zu einem aussagekräftigen Teil ihrer Gliederung entnehmen (übersichtlich zu neueren Grammatiken Hennig 2001; 2002). Sichtbar werden in der Regel Grundansichten auf den medialen Aspekt des Verhältnisses. Erinnert sei nur an die schönen Beispiele von Grammatiken aus dem 19. Jahrhundert, die zwar eine ‚Lautlehre‘ enthalten, diese aber in der Art eines Transkriptionssystems aufbauen. Selbst der so hoch verehrte Friedrich Blatz hat im ersten Band seiner Grammatik eine Lautlehre, die sich gliedert in ‚Die einzelnen Laute‘, ‚Die Silben‘ und ‚Die Lautzeichen‘ (Blatz 1900). Man mag darin einfach einen Reflex der Tatsache sehen, dass historisch orientierte Grammatiken in erster Linie geschriebene Texte zur Materialgrundlage haben. Aber sind wir in dieser Hinsicht wirklich klüger geworden?

Nicht vergessen werden sollte, dass viele neuere Grammatiken weder eine Phonologie noch eine Graphematik oder beides nur in rudimentärer Form enthalten. Einige, für die das nicht gilt, sind die IDS-Grammatik (Zifonun et al. 1997), die vorletzte und letzte Auflage der Duden-Grammatik (Duden

1998) sowie Eisenberg 2004a,b (,Grundriß‘). Sehen wir uns ihre Grobgliederung unter dem genannten Blickwinkel an.

(1) IDS-Grammatik

- A. Einführung
- B. Grundbegriffe
- C. Zur Grammatik von Text und Diskurs
 - C1 Sprache und Illokution
 - C2 Diskurs und Mündlichkeit (Phonologie)
 - C3 Text und Schriftlichkeit (Graphematik)
 - C4 Diskurs- und Textsensitivität von Formen
 - C5 Diskursaufbau
 - C6 Thematische Organisation
- D. Kommunikative Minimaleinheiten
- E. Kompositionaler Aufbau kommunikativer Minimaleinheiten
- F. Verbale Gruppen
- G. Nicht-verbale Gruppen
- H. Subordinierte und koordinierte Strukturen

Es geht nicht um die oft kommentierte, schwer durchschaubare Struktur der Gliederung dieser Grammatik, sondern um ihren expliziten Bezug auf das Geschriebene, das Gesprochene und deren Verhältnis. Wir finden sie im Hauptteil C. Dieser in sich höchst heterogene Teil enthält unter C2 eine vergleichsweise kurze segmentale und Silbenphonologie sowie eine Akzent- und Intonationslehre. Unter C3 finden sich eine Graphematik und Interpunktion von ähnlichem Umfang. Der Ansatz ist sinnvoll, insofern er den medialen Aspekt des Verhältnisses von Mündlichkeit und Schriftlichkeit ausgliedert und beide Modi für sich behandelt. Er ist auch sinnvoll, insofern Phonologie und Graphematik vom Grundsatz her parallel oder analog angelegt sind, die Graphematik als in diesem Sinn autonom gilt und die Phonologie ihr nicht als irgendwie primär für die grammatische Beschreibung vorausgesetzt wird.

Aber es bleibt beim Ansatz. Was an Information zur Verfügung gestellt wird, spielt schon im Rest von Teil C und erst recht in den weiteren Teilen der Grammatik eine nur marginale Rolle. Damit wird nicht behauptet, dass sie gar nicht zur Sprache kommt, und auch nicht, dass keine anderen als mediale Aspekte des Verhältnisses eine Rolle spielen. Die Gliederung führt vor Augen, dass man sich wohl der Notwendigkeit eines Bezugs auf die Sprachmodalitäten bewusst ist, ihn aber nicht wirklich in die grammatische Beschreibung integriert. Überspitzt formuliert: Wir sagen an einzelnen Punkten des Weges, was zu tun sei, aber wir tun es nicht.

In den Gliederungen der anderen Grammatiken zeigt sich das Problem noch deutlicher als in der IDS-Grammatik, womit natürlich wiederum nichts über die Reichweite der jeweiligen Einzelteile gesagt ist.

(2)	a.	Eisenberg 2004a,b	b.	Duden 1998
		Das Wort		Das Wort
		Phonologie		Laut
		Flexion		Schrift
		Wortbildung		Wortarten
		Graphematik		Wortbildung
		Der Satz		Der Satz

Eisenberg 2004a,b und Duden 1998 sind, was die gegebene Blickrichtung betrifft, ähnlich aufgebaut. Im Rahmen der Wortgrammatik enthalten beide eine Phonologie und eine Graphematik. Dabei ist die Graphematik autonom und enthält nicht lediglich eine Beschreibung der kleinsten Segmente (‘Grapheme’), sondern daneben einen silbischen und einen morphologischen Teil. Sie ist auch darüber hinaus in die Gesamtgrammatik integriert, denn es werden Bereiche wie Groß/Kleinschreibung, Getrennt/Zusammenschreibung und Silbentrennung thematisiert. In der Graphematik findet also ein Gang durch die Ebenen der Wortgrammatik statt, der eine Morphologie und teilweise eine Syntax voraussetzt. Sollen die Bezüge zwischen den Modalitäten systematisch beschrieben werden, setzt sie natürlich auch eine Phonologie voraus. Aber darum geht es im Augenblick nicht. Es geht um die Feststellung, dass Teile der Grammatik in der Graphematik vorausgesetzt und deshalb innerhalb derselben teilweise repetiert werden.

Etwas anders sieht es in der Phonologie aus. Die Phonologie enthält einen segmentalen und einen Silbenteil, dazu Aussagen zur Wortprosodie, wobei letztere wieder eine Morphologie voraussetzt. Abgesehen vom Wortakzent ist die Phonologie aber im Wesentlichen eine der morphologisch einfachen Einheiten. Sie enthält höchstens allgemeine Hinweise auf Morphologisches, etwa darauf, dass Schwa der einzige Vokal des Flexionssystems sei oder dass Derivationssuffixe höchstens einen Konsonanten im Anlaut haben. Im Übrigen kommt es in der Phonologie gerade auf die Feststellung an, dass die phonologische Strukturiertheit von Wortformen anderen Regularitäten folgt als die morphologische.

Und die Morphologie? Wie verhält sich ihre Darstellung zur Phonologie einerseits und zur Graphematik andererseits? Die Morphologie ist in beiden Grammatiken im Prinzip ohne expliziten Modalitätsbezug formuliert. Zwar gibt es insbesondere im Grundriß durchgängig das Bemühen, phonologische und insbesondere prosodische Eigenschaften morphologischer Einheiten und

darauf beruhende Constraints zu berücksichtigen, aber von einer auf das Lautliche festgelegten Morphologie kann nicht die Rede sein. Die Darstellung bleibt letztlich modalitätsneutral, und das gilt erst recht für die Duden-Grammatik.

Damit besteht insgesamt eine klare Asymmetrie in Hinsicht auf die Modalitäten. Auf Seiten der Graphematik ist der Bezug integriert, auf der anderen Seite bleibt es bei der Neutralität mit mehr oder weniger systematischer Berücksichtigung des Lautlichen. Eine in dieser Hinsicht ausgeglichene Darstellung müsste etwa so aussehen (3):

(3) Das Wort

Die Lautstruktur des Wortes

Phoneme

Silben und Füße

Flexion

Morphologie

Die Schriftstruktur des Wortes

Grapheme

Schreibsilben und Mehrsilber

Flexion

Wortbildung

Beide Hauptteile der Wortgrammatik wären autonom, aber man kann sich natürlich einen dritten Hauptteil vorstellen, in dem es um die Korrelation der geschriebenen und der gesprochenen Form geht. Wäre es sinnvoll, eine derartige Logik im Aufbau einer Grammatik walten zu lassen? Warum versucht niemand, eine so aufgebaute Grammatik zu schreiben? Wir werden keinesfalls für eine derartige Lösung plädieren.

In der Satzgrammatik liegen die Dinge nicht prinzipiell anders als für die Wortgrammatik demonstriert. Einige Grammatiken enthalten eine Intonationslehre, einige auch eine Interpunktionslehre und was sonst zur Graphematik jenseits von Wortgrenzen gehört. Trotzdem bleiben die Darstellungen der Syntax modalitätsneutral. Die Nichtthematisierung eines Modalitätsbezuges ist hier im Allgemeinen sogar selbstverständlicher als in der Wortgrammatik. Als Illustration kann gut das Vorgehen der ‚Grundzüge‘ (Heidolph et al. 1981) dienen. Diese Grammatik enthält neben einer segmentalen Phonologie eine vergleichsweise umfangreiche Intonationslehre (dagegen keine Graphematik). Die Intonation wird explizit auf die Syntax bezogen (Abschnitt 6.2 ‚Die Beziehung der Intonation zur Syntax‘ und Abschnitt 6.3 ‚Spezifische syntaktische Funktionen der Intonation‘). Die Syntax selbst bleibt davon weitgehend unberührt, ihre Darstellung eben modalitätsneutral.

Von besonderem Interesse ist vor diesem Hintergrund das Konzept für die Neuauflage der Duden-Grammatik, die im Jahr 2005 erschienen ist. Die Grobgliederung sieht so aus:

(4) Duden 2005

- Lautung und Schreibung
- Das Wort
- Der Satz
- Der Text
- Die gesprochene Sprache

Die Gliederung geht in einem entscheidenden Punkt über die der bisher erwähnten Grammatiken hinaus. Für unseren Zusammenhang ist das nicht die Aufnahme einer Textgrammatik, sondern die Ausgliederung eines Hauptteils ‚Die gesprochene Sprache‘ *neben* der Ausgliederung einer Phonologie und einer Graphematik. Dieser Zug ist offenbar nicht in erster Linie medial orientiert, sonst müsste die Phonologie als Teil dieses Abschnittes erscheinen. Das ist nicht nur nicht der Fall, sondern wir haben es in den ebenenbezogenen Hauptteilen ‚Wort‘, ‚Satz‘ und ‚Text‘ nach wie vor mit modalitätsneutralen Darstellungen zu tun. Das Konzept stellt einen Extremfall dar, insofern nicht nur das Mediale, sondern auch das Konzeptionelle – und was immer sonst als charakteristisch für die gesprochene Sprache gilt – vom Rest der Grammatik getrennt wird.

Im Aufbau unserer Grammatiken spiegelt sich offenbar etwas von dem in Abschnitt 1 erwähnten Diskussionsstand wider. Das Geschriebene gilt ebenso als vernachlässigt wie das Gesprochene. Wollen wir dem abhelfen, thematisieren wir das eine oder das andere in der einen oder in der anderen Hinsicht. Wie die Grammatik als ganze in diesen Hinsichten gelagert ist, bleibt aber unklar. Wahrscheinlich eher verfestigt als in Frage gestellt wird diese in der Regel nur halbexplizite Denkweise durch die doppelte Parametrisierung des Verhältnisses von Mündlichkeit und Schriftlichkeit bei Koch/Oesterreicher (1985; 1994). Die häufig wie eine begriffliche Erlösung gefeierte Unterscheidung eines medialen Aspekts von einem konzeptionellen Aspekt hat unbestreitbare Verdienste. Sie kann aber auch dazu beitragen, ein dichotomisches Denken bezüglich der Sprachmodalitäten zu verfestigen und eben einzelne Aspekte ihres Verhältnisses zu verselbständigen. Wir kommen darauf zurück.

3 Grammatik verschrifteter und verschriftlichter Sprachen

3.1 Segmentalismus und die Natürlichkeit der natürlichen Sprache

Es soll jetzt der riskante Versuch gemacht werden, an der Vielfalt und vor allem am Mainstream sprachwissenschaftlicher Denkweisen vorbei eine spezifische Begründung für das Grammatiktreiben und besonders das Grammatikschreiben zu liefern, und zwar eine Begründung, als deren direkte Folge dem geschriebenen Standard ein besonderer Status zugewiesen wird. Verdeutlicht werden soll, dass Gebrauchsgrammatiken von verschriftlichten Sprachen nicht einfach der Frage zu unterworfen sind, was man in unserer Disziplin überhaupt machen *könne* – um die Frage, was man denn machen *solle*, höchstens damit zu begründen, dass etwas noch nicht gemacht wurde.

Die Orientierung am einzelsprachlichen, geschriebenen Standard schließt manches von vornherein aus. So wird eine rationale Auseinandersetzung über das Verhältnis von geschriebener und gesprochener Sprache als Voraussetzung für die Grammatikschreibung jedenfalls dann von einer kognitionswissenschaftlich oder gar biologisch ausgerichteten Forschung erschwert, wenn diese sich nicht zu einer strukturalistischen als dem Kern der Disziplin bekennt. Mit der Suche nach einer wie immer konzipierten Universalgrammatik werden wir nicht die einzelsprachlichen Grammatiken schreiben können, von denen hier die Rede ist. Man muss sich nur einmal die ritualisierten Auseinandersetzungen darüber vor Augen führen, ob die innerhalb einer optimalitätstheoretischen Beschreibung irgendeiner phonologischen, morphologischen oder gar graphematischen Erscheinung des Deutschen zulässigen Constraints universellen Charakter haben müssen oder nicht. Wer das Reden von ‚natürlichen‘ Sprachen wörtlich nimmt und im Sinne eines scheinbar gut verstandenen Naturbegriffs eines Teils der Naturwissenschaften versteht, wird nur schwer ein Verständnis für die Auseinandersetzungen über die Spezifika der geschriebenen und der gesprochenen Sprache entwickeln können.

Eine in gewisser Weise extreme Gegenposition, die argumentativ weiterhilft, wurde längst bezogen. Was den medialen Aspekt der geschriebenen Sprache betrifft, ist sie etwa in der berühmten Arbeit von Helmut Lüdtkke (1969) zum Phonembegriff, seiner historischen Genese und seiner Bedeutung für den Gegenstand der Phonologie zu finden. Ihr Fazit „ohne Alphabetschrift keine Phoneme“ ist höchstens ein wenig zugespitzt. Es lässt trotz der Zuspitzung unterschiedliche Schlüsse zu. Einmal kann man folgern, die Alphabetschrift habe uns dazu verholfen, eine bestimmte Art der Strukturiertheit des Sprachsignals zu erkennen. Man kann aber auch einen Schritt weiter

gehen und vermuten, durch die Entwicklung der Alphabetschrift sei ein bestimmter Typ von Strukturiertheit des Sprachsignals herausgehoben und im Lauf der weiteren Entwicklung der Sprache verstärkt worden. Wie bedeutend er immer war, eine verschriftete Sprache entwickelt sich anders als eine nichtverschriftete, und zwar als ganze. Es hat deshalb keinen Sinn mehr, vom Primat der gesprochenen oder von ihrer größeren Natürlichkeit zu sprechen. Erst recht hat es keinen Sinn, vom Primat der geschriebenen Sprache zu sprechen.

Was für das Phonem gilt, trifft in vergleichbarer Weise auf segmentale Einheiten anderer Größe zu. Es geht um den Segmentalismus überhaupt. So überzeugend es in mancher Hinsicht ist, etwa mit Maas (1992; 1999) Silben oder Silbenbestandteile als die Grundeinheiten einer funktionalen Phonetik anzusehen, die Frage nach der Rolle von Segmenten als Analyseeinheiten wird damit nicht beseitigt, sondern um eine Etage nach oben verschoben. Und man behebt sich der Möglichkeit, in der segmentalen Phonologie einen Funktionsbegriff zu verwenden, der auch auf Grapheme als kleinste segmentale Einheiten des Geschriebenen Bezug nimmt. Warum soll es ausgeschlossen sein, in einer verschrifteten und verschriftlichten Sprache die Funktion bestimmter Lautsegmente primär darin zu sehen, dass sie bestimmte Korrelate in der Schrift haben?

Man gelangt so ohne große Brüche von möglichen Folgerungen aus Lütkes Arbeit zu einer Position, die in der Bad Homburger Studiengruppe ‚Geschriebene Sprache‘ früh vom früh verstorbenen Eckart Scheerer entwickelt wurde. Scheerer hat in seinem letzten großen Aufsatz von 1993 ‚Mündlichkeit und Schriftlichkeit – Implikationen für die Modellierung kognitiver Prozesse‘ überzeugend vor Augen geführt oder jedenfalls gut denkbar gemacht, dass die menschliche Kognition und mit ihr die Sprache – verstanden als das durch Sprachgebrauch mitgeprägte Sprachsystem – durch Verschriftung wesentlich verändert wird. Es ist der segmentale Charakter der Schrift, der zu diesen Veränderungen führt und den symbolbasierten Anteil der menschlichen Kognition stärkt. An zahlreichen Beispielen wird vorgeführt, wie sich das auf das System ausgewirkt haben könnte. Die Illustrationen stammen aus allen Teilen der Grammatik. Die Phonologie ist genauso betroffen wie Morphologie und Syntax, und je länger die Entwicklung kontinuierlich verläuft, desto weniger lässt sich auch historisch-genetisch das Gesprochene oder das Geschriebene als primär auszeichnen. Es ist, wie Ágel (2003) überzeugend darlegt, auch nicht möglich, die segmental-symbolgrammatischen Anteile eines Systems oder seine holistisch-nichtsymbolgrammatischen je für sich als ein konsistentes Ganzes zu isolieren.

3.2 Distanz, Nähe und mediale Schriftlichkeit

Mit der Frage, welche typisch symbolgrammatischen Mittel eine Sprache verwendet, wird immer auch die weitergehende evoziert, wie das Deutsche und vergleichbare Sprachen wohl aussähen, wären sie nicht verschriftlicht. Einen methodischen Zugang zu einer Teilantwort auf diese Frage gewinnen wir auf der Grundlage von Überlegungen, die von Ágel/Hennig (in diesem Band) zum Nähe- und Distanzsprechen vorgetragen werden. Anzuknüpfen ist an ihre These, dass sich die universellen Parameter der Kommunikation über verschiedene Vermittlungsschritte letztlich einzelsprachlich materialisieren können. Von den fünf Parametern ist genau einer der des Mediums, alle anderen sind medial nicht gebunden. Der Parameter des Mediums materialisiert sich einzelsprachlich u. a. in Eigenschaften des phonologischen Wortes („Sprechwort“) einerseits und des graphematischen Wortes („Schreibwort“) andererseits. Wir sehen zunächst von ihm ab.

Damit besteht die Möglichkeit, geschriebene Texte bezüglich der vier verbleibenden Parameter zu untersuchen. Ágel und Hennig wollen ihre Theorie auf historische und insofern ausschließlich geschriebene Texte anwenden. Untersucht werden soll eine Periode in der Entwicklung des Deutschen, von der vermutet werden darf, dass sich in ihr das Distanzsprechen schnell entwickelt. Der Abstand zum Althochdeutschen („Der [...] volkssprachliche, dialektale [...] Hintergrund kennzeichnet praktisch jedes ahd. Schriftdenkmal.“ (Samuilowa 2004: 106)) wie der zur deutschen Gegenwartssprache („Deutsch – eine ‚reife‘ Sprache. Ein Plädoyer für die Komplexität“ (Fabricius-Hansen 2003)) ist jeweils bedeutend. Die Autoren gehen so weit, einem einzelnen Text einen absoluten Wert bezüglich Nähe- bzw. Distanzsprachlichkeit zuzuweisen. Ob das gelingt, lassen wir dahingestellt. Von grundlegender Bedeutung ist der Ansatz, die Formmittel des Geschriebenen in Hinsicht auf die Parameter des Nähe- und Distanzsprechens zu bewerten und auf diese Weise sämtliche in Anschlag zu bringen, die als distanzsprachlich zu gelten haben. Idealerweise gehen alle und nur diese Mittel in die Rechnung ein.

Man kann dann Textformen und Textsorten jeder Art erfassen, solange sie mit den konventionalisierten Mitteln geschrieben sind. Die fortlaufende darstellende Prosa eines wissenschaftlichen Textes gehört dazu genauso wie etwa ein dialogischer Text innerhalb eines literarischen. Ein geschriebener Dialog ist, darauf kommt es an, wohl als Wiedergabe gesprochener Sprache, trotzdem aber als geschriebener Text anzusehen, der andere sprachliche Mittel verwendet als der wissenschaftliche. Was als Formmittel ‚normalerweise‘ vorkommt, ist durch die Konventionen des Schriftsystems geregelt, zu denen als ein Teil die Orthographie gehört. Eine Grammatik, die den geschriebenen Standard zum Gegenstand hat, stützt sich auf diese und keine

anderen Mittel. Eine Abstraktion vom Gesprochenen ist dazu nicht erforderlich.

Die verfügbaren Formmittel stehen natürlich prinzipiell zur Disposition, sie können für bestimmte Zwecke willkürlich verändert und insbesondere restringiert oder erweitert werden und schließlich zu Ernst Jandl führen. Wir sind im Geschriebenen und bleiben im Geschriebenen, aber wir befinden uns irgendwann nicht mehr in der standardsprachlichen Grammatik. Entscheidend bleibt die Ausklammerung medialer Variation und damit der direkte Bezug auf lautliche Eigenschaften der zu beschreibenden Texte.

Was immer man einem geschriebenen Text über Lautliches entnehmen kann und was immer aus seiner Nähe- bzw. Distanzspachlichkeit über die Genese der verwendeten sprachlichen Mittel, über ihre Funktionalität und ihren Bezug auf Sprachproduktion und Sprachverstehen angenommen oder nachgewiesen wird, es steckt in der geschriebenen Form des Textes und muss auch so grammatisch beschrieben werden.

Eine Grammatik der gesprochenen Sprache brauchen wir bis zu diesem Punkt nicht. Wir brauchen sie erst, wenn die Lautform verwendet wird und sich damit die verfügbaren Formmittel ändern. Machen wir den Punkt mit einem Zitat aus der Arbeit von Mathilde Hennig (2002: 319f.) klar, in der sie der Frage nachgeht, wie denn die gesprochene Sprache in die Grammatik komme:

Primäre Unterschiede liegen dann vor, wenn der geschriebenen oder der gesprochenen Sprache zum Ausdruck einer Funktion etwas zur Verfügung steht, über das der andere nicht verfügt, d. h., wenn eine Funktion in geschriebener und gesprochener Sprache auf unterschiedliche Weise ausgedrückt wird oder wenn es sich um eine Funktion handelt, die im anderen Medium auf Grund der anderen Kommunikationsbedingungen gar nicht existiert – diese Unterschiede liegen auf der Ebene des Systems und sind primär. Beispiele hierfür wären Gliederungs- sowie Sprecher- und Hörsignale in gesprochener Sprache, die nicht einfach als normale Sekundäropposition zur Zeichensetzung geschriebener Sprache angesehen werden können [...]

Wir folgen dem, solange ein primärer Unterschied besagt, dass es ein Objekt grammatischer Beschreibung im Gesprochenen bzw. im Geschriebenen nicht gibt. Dazu gehören sicher bestimmte Gliederungssignale des Gesprochenen, die im geschriebenen Standard nicht dargestellt werden. Nicht folgen wir, wenn ein primärer Unterschied an ein Form-Funktions-Verhältnis gebunden werden soll. Ein bestimmter Typ von Ellipse mag in geschriebener Prosa normalerweise (als Prototyp) eine andere Funktion haben, als wenn er in einem Dialog vorkommt. Nach unserem Verständnis handelt es sich dabei eben um denselben Typ von Ellipse. Der Funktionsunterschied beruht dann auf dem zwischen fortlaufendem Text und Dialog, nicht dem zwischen der geschriebenen und gesprochenen Sprache. Komplementär liegen die Dinge et-

wa bei der direkten Rede. Direkte Rede kann Wiedergabe von etwas Gesprochenem wie von etwas Geschriebenem sein, das ausdrücklich als weder jemals gesprochen noch jemals geschrieben markiert wird. Was in der direkten Rede vorkommt, kann nähe- oder distanzsprachlich sein, es kann mehr oder weniger direkt und es kann mehr oder weniger kontextualisiert sein. Die Markierung der direkten Rede selbst erfolgt aber im Geschriebenen konventionalisiert mit anderen Mitteln als im Gesprochenen, ganz unabhängig von ihrem Inhalt und von ihrer sprachlichen Form. In diesem Fall stehen dem Geschriebenen andere und eindeutiger Mittel zur Verfügung als dem Gesprochenen, was die Existenz der direkten Rede im Gesprochenen aber in keiner Weise in Frage stellt. Auch sind schwierige Probleme ihrer grammatischen Beschreibung in beiden Modalitäten dieselben. Verba dicendi gelten als Verben mit charakteristischer Argumentstruktur, ob aber z. B. *fühlen* „oder irgend ein Verb verwandter Bedeutung“ diese Argumentstruktur hat, hängt lediglich davon ab, „ob dieses Verb an einer gegebenen Textstelle die Kommunikationssituation aktiviert und bewußt macht [...]“ (Weinrich 2001: 174f.). Das ist im Gesprochenen nicht anders als im Geschriebenen.

Gerade wo die Eigenschaften gesprochener Sprache auf Bedingungen mündlicher Kommunikation bezogen werden, ist man eher skeptisch gegenüber Versuchen einer qualitativen Trennung: „Da es kaum Eigenschaften gibt, die nur mündlich oder nur schriftlich auftreten, ist Spezifik eine Frage von *quantitativen* Unterschieden, wobei uns keine Diskussionen bekannt sind, wie groß Differenzen sein müssen, um eine Spezifik von Eigenschaften zu begründen.“ (Fiehler et al. 2004: 97f.)

3.3 Grammatik der geschriebenen Standardsprache

Eine Grammatik des Geschriebenen kann nur auf die sprachlichen Mittel gegründet sein, über die das Geschriebene verfügt, und Entsprechendes gilt für die des Gesprochenen. Aber beide sind als Bestandteile der Grammatik einer verschriftlichten Sprache auch Bestandteile desselben Ganzen. Als solche sind sie voneinander abhängig, und zwar auf allen Ebenen des Systems. Die folgenden Beispiele sollen plausibel machen, warum eine Grammatik des Geschriebenen einerseits autonom, andererseits auf die des Gesprochenen angewiesen ist und umgekehrt.

Eine segmentale Phonologie kann im Wesentlichen nach denselben Prinzipien und mit denselben Methoden aufgebaut werden wie eine segmentale Graphematik. Kleinste wie umfangreichere Einheiten der ersten Artikulation (insbesondere Phoneme/Grapheme und Sprechsilben/Schreibsilben) entsprechen sich auch im Umfang, wenn man die Abfolge in der Zeit einerseits der Abfolge in der Buchstabenkette andererseits gegenüberstellt. Auch die Aus-

gleichsvorgänge zur Etablierung von Isochronie bei der Verarbeitung des akustischen wie des visuellen Signals sind vergleichbar. Je weiter die Graphematik von Alphabetschriften entwickelt wird, desto stärker treten die Analogien zur Phonologie hervor. Betroffen sind nicht nur, wie lange angenommen wurde, die Silben, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach auch die minimalen Segmente (Primus 2003; 2004). Selbst bei den Buchstabenformen des lateinischen Alphabets scheint eine Merkmalsanalyse im Sinne einer natürlichen Graphematik zu gelingen. Und warum soll man sich nicht vorstellen können, dass phonologische Probleme ihre Lösung durch Rückgriff auf die Graphematik finden. Die artikulatorische wie auditive Variationsbreite des Phonems [ρ] im Deutschen ist so groß und so systematisch, dass sie immer erneut zum Gegenstand phonologischer Grundsatzertwägungen gemacht wird (z. B. Hall 1993; Wiese 2001a). Aber möglicherweise ist die Einheitlichkeit dieses Segments gar nicht bei seinen internen Merkmalen zu suchen, sondern besteht lediglich darin, dass es stets adjazent zum Silbenerkern auftritt. Die einheitliche graphematische Form könnte hier als ein funktionales Kriterium eigener Art angesehen werden und einen Grund dafür abgeben, trotz starker lautlicher Variation bei allen Vorkommen von demselben Segment zu sprechen. Lüdtkes These wäre in einem Einzelpunkt bestätigt.

Auf Wurzels (2000) Frage „Was ist ein Wort?“ greifen Ágel/Kehrein (2002) ähnlich zu wie Lüdtkes auf die nach dem Phonem. Sie kritisieren, wie ich meine zu Recht, einen skriptizistischen Wortbegriff, der die „ausdrucksseitige Diskretheit und Konstanz“ (2002: 9) einer geschriebenen Einheit Wort zum Angelpunkt macht. Untersuchungen zur Lautform der gesprochenen Einheit *ja* zeigen, dass sich unterschiedliche Formen mit je spezifischen Funktionen korrelieren lassen. Dabei geht es auf der Formseite vor allem um Prosodisches. Im Geschriebenen gibt es dagegen nur eine Form, eben *ja*. Ágel/Kehrein (2002: 21) schließen, man könne wohl von einem Schreibzeichen *ja* sprechen, solle aber daneben zwei Sprechzeichen ansetzen. Das läuft auf die Feststellung hinaus, in einer Sprache wie dem Deutschen sei das ‚mot parlé‘ nicht ein Wort im selben Sinne wie das ‚mot écrit‘: „Das ‚mot parlé‘ als intendierter Gegenstand der modernen Linguistik wird rehabilitiert, ohne dass dadurch die Bedeutung des ‚mot écrit‘ in Frage gestellt werden müsste bzw. würde.“ Damit würden „dem einheitlichen Schreibzeichen *ja* zwei Sprechzeichen *ja* entsprechen.“

Wir geben einer anderen, viel konventionelleren Lösung den Vorzug. Liegen die Verhältnisse wie beschrieben, dann gibt es im Deutschen zwei Partikeln *ja*. Diese Partikeln sind im Geschriebenen homonym, im Gesprochenen nicht. Genau komplementär verhält sich die phonologische Form [zaitə] mit den geschriebenen Entsprechungen *Seite* und *Saite*. Es gibt zwei Substantive, die im Gesprochenen homonym sind, im Geschriebenen nicht. Der Wortbegriff ist immer derselbe und als Einheit von Form und Bedeutung

denkbar einfach. Mit ihm sind gewiss viele Probleme verbunden, aber diese Probleme stellen sich für beide beschriebenen Wege in derselben Weise.

Auch wenn man ganz bei der Formseite des sprachlichen Zeichens bleibt, kann eine systematische Erfassung des Geschriebenen nicht auf den Bezug zur Lautform verzichten, und das Umgekehrte gilt ebenfalls. Das Erste ist mit der Ausarbeitung des Grammatikalisierungskonzepts in seinem ganzen Ausmaß deutlich geworden, Letzteres ist noch sehr viel weniger untersucht. Verschmelzungen sind in ihren höchstgrammatikalisierten Vorkommen wie im Superlativ (*am genauesten*) oder dem jetzt gut untersuchten Progressiv (*am Arbeiten*, Krause 2002; Van Pottelberge 2004) genauso wie bei ihrem ‚normalen‘ Vorkommen, das üblicherweise auf Präpositionalgruppen bezogen wird, an spezielle phonologische Bedingungen gebunden. „Die Grammatikalisierung geht am weitesten, wenn die Präposition (1) zum Kernbereich der lokalen gehört, (2) einsilbig ist und (3) vokalisch oder auf den unmarkierten Sonoranten [v] auslautet.“ (Eisenberg 2004a: 197) Verschmelzungen sind auch in Vorkommen wie *im Allgemeinen, beim Angeln, zur Schule, zum Heulen* so weit grammatikalisiert, dass der Bezug auf eine Vollform keinen Sinn hat. Ja, es ist durchaus unklar, ob man sie auch in schwächer grammatikalisierten Vorkommen überhaupt auf Formen des bestimmten Artikels beziehen soll (Wiegand 2000; Eisenberg 2004b). Weiter kann die grammatikalisierte Verschmelzung selbst Ausgangspunkt oder Mitinitiator für weitere Grammatikalisierungsprozesse wie die Bildung komplexer Präpositionen sein (Di Meola 2000). Die Herausbildung neuer Funktionen im Gesprochenen wie im Geschriebenen und das Durchschlagen der Grammatikalisierung in die Schrift (*am, im, zur* vs. *fürs/für's, vorm/vor'm, übern/über'n* vs. *auf'n, durch'n, mit'm*) ist ohne Bezug auf die Lautform nicht zu erfassen. Der Bezug auf die Lautform ist notwendig, wenn man das Verhalten der Verschmelzungen im Deutschen verstehen möchte.

Und erneut gibt es den komplementären Fall einer Determination des grammatischen Verhaltens durch die geschriebene Form von Wörtern. Das gilt etwa für die Integration oder Nichtintegration von Anglizismen in das Flexionssystem der Kerngrammatik. Wörter wie *Chip* oder *Hit* bilden einen nichtsilbischen Genitiv (*Chips, Hits*) und bleiben beim *s*-Plural. Die Integration zum silbischen Genitiv und zum *e*-Plural bleibt blockiert, solange nicht die Geminatbildung des Konsonantbuchstabens am Ende des Stammes erfolgt ist (*Chipp, Hitt*, Wegener 2002). Dagegen kann *Riff* und muss *Boss* sofort integriert werden, ebenso wie beispielsweise maskuline Anglizismen auf *er* mit dem Nullplural (*Browser, Trucker* wie *Eimer, Lehrer*). Das grammatische Verhalten von Anglizismen im Deutschen ist damit teilweise von der graphematischen Gestalt des Stammes abhängig. Graphematische Geminatbildung der genannten Art hört man nicht, man sieht sie nur.

Die Syntax im engeren Sinn ist ebenfalls in vergleichbarer Weise betroffen. Ein allgemeines Präferenzgesetz wie das Gesetz der wachsenden Glieder kann sowohl zur Grundlage der Abfolge von Attributen in der Nominalgruppe als auch der normalen Abfolge von Verbkomplementen im Satz gemacht werden. Es lässt sich dann mit der Belebtheitshierarchie korrelieren, und es stellt sich die Frage, ob semantische oder formale Eigenschaften der prototypisch involvierten Einheiten primär motivierend sind. Klar scheint jedoch zu sein, dass phonologische Eigenschaften die Syntaktisierung der Abfolge bestimmter Konstituententypen steuern (Lenerz 1994; Zifonun 1995; Müller 2002a; Eisenberg/Smith 2002). Bei der Satzgliedfolge im Mittelfeld betrifft das etwa Pronomina. Die feste Abfolge von Pronomina und insbesondere das Verhalten der phonologisch leichten Form *es* (z. B. *Hat sie es dir gegeben?* als einzige überhaupt mögliche Abfolge) lässt sich kaum semantisch fundieren. Die umfangreiche Literatur zu diesem Problembereich muss nicht referiert werden, wenn es lediglich um die Feststellung geht, dass die Syntax des Deutschen direkt auf die phonologische Form bestimmter sprachlicher Einheiten zu beziehen ist. Die Syntax des Deutschen meint die Syntax des Gesprochenen wie des Geschriebenen.

Wie gesagt, wir beziehen an dieser Stelle einen konservativen Standpunkt, den viele sicherlich seit Koch/Oesterreicher (1985; 1994) für überwunden halten. Man gibt aber den eigentlichen Gewinn dieses Ansatzes wie seiner Fortschreibung bei Ágel/Hennig auf, wenn man den grundlegenden Unterschied zwischen den medialen und den übrigen Aspekten von Nähe- und Distanzkommunikation wieder in einer eher unklaren Unterscheidung von gesprochener und geschriebener Sprache zusammenbringt. Eine Grammatik der geschriebenen Sprache muss alle formbezogenen systematischen Eigenschaften auf der Wort- und Satzebene geschriebener Texte erfassen – und natürlich, soweit möglich, funktional deuten.

3.4 Grammatik der gesprochenen Standardsprache

Etwas Analoges lässt sich dann zum zweiten weiten Feld der meist berufenen Unterschiedlichkeit der Sprachmodalitäten sagen, dem Feld der sprachlichen Normen. Für den Grammatiker ist das Normproblem eher harmloser Natur, weil es wenig damit zu tun hat, wie eine Grammatik konzipiert wird. Ist das Konzept klar, kommen eher praktische (oder meinetwegen für manche Leute auch ideologische) Erwägungen zum Zuge, etwa wenn es um eine mehr oder weniger enge Bindung der Grammatik an das Standarddeutsche geht. Fragt man sich aber, für wen Grammatiken eigentlich geschrieben werden und welche Aufgabe sie in der Regel zu erfüllen haben, ist immerhin Folgendes zu bedenken. (1) In einem gegliederten Sprachraum wird sich der überregionale

Standard zuerst im Geschriebenen herausbilden. (2) Alle Normierungsversuche, die das Gesprochene betreffen, werden sich mehr oder weniger explizit am geschriebenen Standard orientieren.

Das Deutsche ist ein Paradefall für beides, was natürlich auch heißen kann, dass hier ausgehend vom Deutschen unzulässig verallgemeinert wurde. Darüber müsste man gegebenenfalls diskutieren. Stimmt aber zumindest die grobe Richtung, dann hat das eine Reihe von praktischen Konsequenzen. Es bedeutet zum Beispiel, dass die primäre sprachliche Sozialisation eines großen Teils der Sprecher mehr oder weniger fern vom Standard als Erwerbsziel verläuft. Wenn man die Auffassung vertritt, es sei gut und richtig, dass jedermann den Standard beherrscht, dann muss dafür etwas getan werden. Der Standard wird dann am natürlichsten mit dem Erwerb des Geschriebenen vermittelt. Damit ist jede Grammatik, die in dieser Hinsicht verwendbar sein soll, in erster Linie oder zumindest auch eine Grammatik des geschriebenen Standards. Was sie auch noch sein sollte und in welchem Verhältnis sie zu allen möglichen Nichtstandard-Varietäten stehen soll, lässt sich diskutieren. Ich möchte mich ausdrücklich zu dieser Funktion von Grammatiken einer verschriftlichten Sprache als der herausgehobenen Funktion bekennen. Sicher kann es andere Grammatiken und insbesondere Dialektgrammatiken geben. Das Interesse an ihnen kann vielfältig sein, es ist aber von anderer Art als das notwendige Interesse an Grammatiken des geschriebenen Standards.

Schwer zu sagen ist, welchen Status in dieser Hinsicht eine Grammatik der gesprochenen Sprache hat, die nicht in der einen oder anderen Weise auf den geschriebenen Standard Bezug nimmt. Die eine Frage ist, ob es sie als Grammatik ‚des Deutschen‘ geben kann. Was genau wäre ihr Gegenstand? Was ist in der Grammatik zu beschreiben und was nicht? Schließt man einen Satz ein wie *dann hat er wirklich das Ziel verfehlt halt* (Schlobinski 1997: 9), dann braucht man nichts an Begrifflichkeit, was man nicht sowieso hat. Aber man steht vor dem Problem, zu begründen, warum der Satz als grammatisch anzusehen ist. Das Problem hat man immer, nur ist die Entscheidung hier besonders schwierig. Die zweite Frage ist, wozu die Grammatik gebraucht wird. Wie oben angedeutet, genügt es sicher nicht, auf Sprache in ihrem ‚natürlichen Kontext‘ und darauf zu verweisen, dass es eine derartige Grammatik bisher nicht gibt. Die Erforschung der gesprochenen Sprache für ausgewiesene Zwecke und das Verfassen einer Grammatik der gesprochenen Sprache sind zwei ganz unterschiedliche Dinge.

Die wichtigste Folgerung aus den bisherigen Darlegungen ist, dass man versucht, die Grammatik als Beschreibung des Sprachsystems einer Einzelsprache so aufzubauen, dass man, abgesehen vom rein Medialen, mit *einer* Menge von Grundbegriffen auskommt. Der schlimmste Fall, der meiner Meinung nach eintreten kann, wäre der, dass man für die Beschreibung des

Gesprochenen irgendwelche Begriffe braucht, die in der Beschreibung des Geschriebenen nicht rekonstruiert werden können, und umgekehrt.

Alle Probleme, die etwa mit einer unterschiedlichen Variationsbreite zusammenhängen, sind keine Probleme, die spezifisch für das Verhältnis von geschriebener und gesprochener Sprache sind. Die Probleme der sprachlichen Variation, das Verhältnis von Abstraktion, Vereinigung, Durchschnittsbildung bei der Erfassung der unterschiedlichen Teilsysteme, die zum System des Deutschen gehören, sind nicht neu und sollten nicht als spezielle Probleme des Verhältnisses von Gesprochenem und Geschriebenem angesehen werden (z. B. Lieb 1982). Wenn man es prinzipiell gelöst hat, dann auch hier. Wenn nicht, ist es sinnlos, so zu tun, als sei es ein spezielles Problem dieses Verhältnisses.

Ob es einen besseren Grundansatz für die Beschreibung des Systems als die Separierung in Beschreibungsebenen und die Erfassung der Einzelebenen über ihr Inventar und die Regularitäten ihrer Kombinatorik gibt, weiß ich nicht. Zu wissen glaube ich aber, dass die mit dem strukturalistischen Denken gegebenen Möglichkeiten einer theoretisch wie methodisch befriedigenden und praktisch fruchtbaren Beschreibung des Systems noch lange nicht erschöpft sind. Und deshalb gilt auch hier: Ein bewährtes Verfahren, ein Theorieverständnis mit einer etablierten Methodologie sollte man nur einreißen, wenn man eine erprobte Alternative hat.

4 Sind unsere Grammatiken synchronistisch?

Der Vorhalt des Synchronizismus besagt im Kern, daß die wichtigen Grammatiktheorien des 20. Jahrhunderts „ahistorische Theorien“ seien, für die historische Dynamik „als ein Störfaktor, als ein absurder und wegzuerklärender Sonderfall von Statik“ erscheine (Ágel 2003: 2f). Betroffen sind davon nicht abgelegene Feinheiten im Verhältnis von Synchronie und Diachronie, sondern ziemlich elementare Aussagen von Grammatiken. Kritik wird beispielhaft an der Feststellung der IDS-Grammatik geübt, es gebe im gegenwärtigen Deutsch eine starke Adjektivflexion. Problematisch sei dies insbesondere für den Genitiv, der das Flexiv (*e*)n (*duftenden Kaffees*) trage und offensichtlich nicht stark sei. Es stelle sich die Frage, „wie sich diese Konzeption mit der Tatsache vereinen lässt, dass sich im 17./18. Jh. ein Sprachwandel des Typs *duftendes* > *duftenden Kaffees vollzog* [...]. Wenn die heutige Form *duftenden* stark flektiert ist, müsste die frühe Form *duftendes* ja erst recht als stark eingestuft werden.“

Der synchrone Zugriff auf die Adjektivflexion hat keine Probleme mit der Feststellung, dass es eine schwache unter den starken Formen gibt. Aus synchroner Perspektive ist hier zweierlei zu erklären. (1) Warum tritt gerade im Genitiv eine schwache Form auf und (2) warum ist die schwache Form beim Adjektiv obligatorisch (*duftenden/*duftendes Kaffees*), beim Pronomen fakultativ (*diesen/dieses Kaffees*) und beim Artikel nicht möglich (**den/des Kaffees*). All das erklärt die Grammatik und kann damit vielleicht auch dazu beitragen, den im 17./18. Jahrhundert vollzogenen Wandel zu erklären (Thieroff 2000: 431ff.; Müller 2002b; Eisenberg 2004a: 179). Dass dennoch weiter von einer starken Flexionsreihe gesprochen wird, hat gute Gründe und iritiert nicht.

So ist die synchrone und strukturelle Analyse in einem ganz intuitiven Sinn nicht statisch. Nicht statisch ist sie, insofern sie zeigt, wo die Generalisierung einer Regularität ihre Grenze hat, wo sie mit einer anderen Regularität interagiert. Der Eindruck undurchdringlicher Statik entsteht weniger dort, wo streng strukturalistisch gearbeitet wird, sondern er entsteht viel eher dann, wenn die Fakten auf ein Beschreibungsformat projiziert werden, das vielleicht nach Auffassung seiner Agenten erklärungsstark, bezogen auf die Fakten aber nicht hinreichend flexibel ist.

Einen Gegensatz zwischen synchroner und die Dynamik des Sprachwandels fokussierender Grammatikschreibung kann man oft genug an ein und demselben Phänomen ebenso gut beschwören wie überbrücken. Beides liegt nicht immer gleich nahe, was die Sache aber nur interessanter macht. So haben die Analysen zur Genese von Derivationssuffixen durch Reanalyse ergeben, dass im Deutschen Teile eines Stammes nur unter der Voraussetzung abduziert werden können, dass dieser Stamm nicht morphologisch einfach ist (Plank 1981; Fuhrhop 1998: 37ff.). Aus synchroner Sicht ist dieses Ergebnis zunächst irritierend. Im Fall der Abduktion von *ler* aus *Angler*, *Nörgler*, *Bettler* zur Verwendung als Suffix, mit dem Personenbezeichnungen auf der Basis von Substantivstämmen gebildet werden (*Sportler*, *Postler*, *Künstler*), sieht es danach aus, als wäre das *l* einem einfachen Stamm entnommen. Verbstämme wie *angel* sind jedoch durch Fusion entstanden, sie waren komplex. Die allgemeine These über Suffixreanalyse im Deutschen ist historisch gesehen korrekt, jedoch verträgt sie sich scheinbar nicht mit dem, was die synchrone Analyse ergibt. Man kann es dabei bewenden lassen und von Synchronizismus sprechen. Andererseits ist die Bezeichnung Pseudosuffix für Wortausgänge aus Schwa + Sonorant gar nicht einmal neu, und im Laufe der vergangenen Jahre hat sich manches darüber ergeben, welche morphologischen Eigenschaften solche Einheiten haben und wie fein differenziert diese Eigenschaften auf die einzelnen Sonoranten verteilt sind (Wiese 1996; 2001b; Eisenberg 2004a). So gesehen ist die Möglichkeit einer Abduktion von *ler* lediglich ein weiteres Indiz dafür, dass *el* in *angeln* nicht le-

diglich als Teil einer Reduktionssilbe, sondern als Einheit mit morphologischen Eigenschaften anzusehen ist. Im Prinzip wussten wir das aber bereits.

Synchrone strukturelle Analysen sind mit historischer Grammatikschreibung per se ebenso wenig unverträglich wie mit dem Inrechnungstellen von medialer wie konzeptioneller Mündlichkeit vs. Schriftlichkeit. Wenn eine verschriftete und verschriftlichte Sprache wie das Deutsche Eigenschaften hat, die eine nichtverschriftete Sprache nicht hat, dann muss eine Grammatik so angelegt sein, dass sie diese Eigenschaften erfassen kann. Das ist, meine ich, eine Kernforderung an die Grammatikschreibung. Welche dieser Eigenschaften eine Grammatik tatsächlich beschreibt, hängt auch vom Zweck ab, dem sie dienen soll. Und ob eine Grammatik im Einzelnen klärt, woher eine Sprache eine beschriebene Eigenschaft hat, hängt erst recht von dem Zweck ab, dem sie dienen soll. Die Frage nach dem Zustand und die Frage nach seiner Genese bleiben zwei Paar Schuhe.

Damit wird insgesamt dafür plädiert, die Ebenen der grammatischen Beschreibung nach Umfang und Funktion der je betrachteten Einheiten zu differenzieren. Phonologie und Graphematik sind medial differenziert mit Auswirkungen auf alle Teile der Grammatik. Satzintonation ist Teil der Syntax des Gesprochenen, Interpunktion Teil der Syntax des Geschriebenen. Im Übrigen haben Morphologie und Syntax ihre je speziellen Formmittel und sind, wie andere Teile der Grammatik, in varietätenspezifischen Ausprägungen zu erfassen. Zu denen gehören auch die des gesprochenen und des geschriebenen Standards.

Literatur

- Ágel, Vilmos (2003): Prinzipien der Grammatik. In: Lobenstein-Reichmann, Anja/Reichmann, Oskar (Hrsg.): Neue historische Grammatiken. Zum Stand der Grammatikschreibung historischer Sprachstufen des Deutschen. Tübingen: Niemeyer, 1–46.
- Ágel, Vilmos/Hennig, Mathilde (2006): Überlegungen zur Theorie und Praxis des Nähe- und Distanzsprechens. In diesem Band.
- Ágel, Vilmos/Kehrein, Roland (2002): Das Wort – Sprech- und/oder Schreibzeichen? Ein empirischer Beitrag zum latenten Gegenstand der Linguistik. In: Ágel, Vilmos/Gardt, Andreas/Haß-Zumkehr, Ulrike/Roelcke, Thorsten (Hrsg.): Das Wort. Seine strukturelle und kulturelle Dimension. Tübingen: Niemeyer, 3–28.
- Blatz, Friedrich (³1900): Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der Deutschen Sprache. Erster Band. Einleitung. Lautlehre. Wortlehre. Karlsruhe: Lang's Verlagsbuchhandlung.
- Di Meola, Claudio (2000): Die Grammatikalisierung deutscher Präpositionen. Tübingen: Stauffenburg.

- Duden (⁶1998): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim: Dudenverlag.
- Duden (⁷2005): Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim: Dudenverlag.
- Eisenberg, Peter (²2004a): Grundriß der deutschen Grammatik. Das Wort. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Eisenberg, Peter (²2004b): Grundriß der deutschen Grammatik. Der Satz. Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Eisenberg, Peter/Smith, George (2002): Der einfache Genitiv. Eigennamen als Attribute. In: Peschel, Corinna (Hrsg.): Grammatik und Grammatikvermittlung. Frankfurt a. M. et al.: Lang, 113–126.
- Fabricius-Hansen, Cathrine (2003): Deutsch – eine ‚reife‘ Sprache. Ein Plädoyer für die Komplexität. In: Stickel, Gerhard (Hrsg.): Deutsch von außen. Berlin/New York: de Gruyter, 99–112.
- Fiehler, Reinhard/Barden, Birgit/Elstermann, Mechthild/Kraft, Barbara (2004): Eigenschaften gesprochener Sprache. Tübingen: Narr.
- Fuhrhop, Nanna (1998): Grenzfälle morphologischer Einheiten. Tübingen: Stauffenburg.
- Günther, Klaus B./Günther, Hartmut (Hrsg.) (1983): Schrift, Schreiben, Schriftlichkeit. Arbeiten zur Struktur, Funktion und Entwicklung schriftlicher Sprache. Tübingen: Niemeyer.
- Haferland, Harald (2004): Mündlichkeit, Gedächtnis und Medialität. Heldendichtung im deutschen Mittelalter. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hall, Tracy A. (1993): The Phonology of German /{/}. *Phonology* 10, 83–105.
- Heidolph, Karl Erich et al. (1981): Grundzüge einer deutschen Grammatik. Berlin: Akademie Verlag.
- Hennig, Mathilde (2001): Welche Grammatik braucht der Mensch? Grammatikführer für Deutsch als Fremdsprache. Unter Mitarbeit von Carsten Hennig. München: iudicium.
- Hennig, Mathilde (2002): Wie kommt die gesprochene Sprache in die Grammatik? In: *Deutsche Sprache* 30, 307–327.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1985): Sprache der Nähe – Sprache der Distanz. Mündlichkeit und Schriftlichkeit im Spannungsfeld von Sprachtheorie und Sprachgeschichte. In: *Romanisches Jahrbuch* 36, 15–43.
- Koch, Peter/Oesterreicher, Wulf (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, Hartmut/Ludwig, Otto (Hrsg.): *Schrift, Schreiben, Schriftlichkeit. Ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung*. Berlin/New York: de Gruyter, 1. Halbband, 587–604.
- Krause, Olaf (2002): Progressiv im Deutschen. Eine empirische Untersuchung im Kontrast mit Niederländisch und Englisch. Tübingen: Niemeyer.
- Lernerz, Jürgen (1994): Pronomenprobleme. In: Haftka, Brigitta (Hrsg.): *Was determiniert die Wortstellungsvariation? Studien zu einem Interaktionsfeld von Grammatik, Pragmatik und Sprachtypologie*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 161–173.
- Lieb, Hans-Heinrich (1982): Language systems and the problem of abstraction. In: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 1, 242–250.
- Lüdtke, Helmut (1969): Die Alphabetschrift und das Problem der Lautsegmentierung. In: *Phonetica* 20, 147–176.
- Maas, Utz (1992): Grundzüge der deutschen Orthographie. Tübingen: Niemeyer.

- Maas, Utz (1999): Phonologie. Eine Einführung in die funktionale Phonetik des Deutschen. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Müller, Gereon (2002a): Harmonic alignment and the hierarchy of pronouns in German. In: Simon, Horst J./Wiese, Heike (Hrsg.): Pronouns: grammar and representation. Amsterdam: Benjamins, 205–231.
- Müller, Gereon (2002b): Syntaktisch determinierter Kasuswegfall in der deutschen NP. In: Linguistische Berichte 189, 89–114.
- Plank, Frans (1981): Morphologische (Ir-)Regularitäten. Aspekte der Wortstrukturtheorie. Tübingen: Narr.
- Primus, Beatrice (2003): Zum Silbenbegriff in der Schrift-, Laut- und Gebärdensprache – Versuch einer mediumübergreifenden Fundierung. In: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 22, 3–55.
- Primus, Beatrice (2004): A Featural Analysis of the Letters of the Modern Roman Alphabet. Ms. Univ. zu Köln.
- Samuilowa, Lidija W. (2004): Mündlichkeit: Strategie in der Geschichte der deutschen Sprache. In: Karbelaschwili, Samson (Hrsg.): Germanistische Studien No. 3. Tbilissi: Caucasian House, 102–110.
- Scheerer, Eckart (1993): Mündlichkeit und Schriftlichkeit – Implikationen für die Modellierung kognitiver Prozesse. In: Baurmann, Jürgen et al. (Hrsg.): homo scribens. Perspektiven der Schriftlichkeitsforschung. Tübingen: Niemeyer, 141–176.
- Schlobinski, Peter (Hrsg.) (1997): Syntax des gesprochenen Deutsch. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Thieroff, Rolf (2000): Morphosyntax nominaler Einheiten im Deutschen. Habilitationsschrift Universität Bonn.
- Van Pottelberge, Jeroen (2004): Der *am*-Progressiv. Struktur und parallele Entwicklung in den kontinentalwestgermanischen Sprachen. Tübingen: Narr.
- Wegener, Heide (2002): Aufbau von markierten Pluralklassen im Deutschen – eine Herausforderung für die Markiertheitstheorie. In: Folia Linguistica 34, 261–295.
- Weinrich, Harald (2001): Tempus. Besprochene und erzählte Welt. München: Beck.
- Wiegand, Herbert Ernst (2000): Verschmelzungen in allgemeinen einsprachigen Wörterbüchern des Deutschen. In: Kramer, Undine (Hrsg.): Lexikologisch-lexikographische Aspekte der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen: Niemeyer, 59–96.
- Wiese, Richard (1996): The Phonology of German. Oxford: Clarendon Press.
- Wiese, Richard (2001a): The phonology of /p/. In: Hall, Tracy A. (Hrsg.): Distinctive feature theory. Berlin/New York: de Gruyter, 335–368.
- Wiese, Richard (2001b): The structure of the German vocabulary: edge marking of categories and functional considerations. In: Linguistics 39, 95–115.
- Wurzel, Wolfgang Ulrich (2000): Was ist ein Wort? In: Thieroff, Rolf et al. (Hrsg.): Deutsche Grammatik in Theorie und Praxis. Tübingen: Niemeyer, 29–42.
- Zifonun, Gisela (1995): Minimalia grammaticalia: Das nicht-phorische *es* als Prüfstein grammatischer Theoriebildung. In: Deutsche Sprache 23, 39–60.
- Zifonun, Gisela et al. (1997): Grammatik der deutschen Sprache. Berlin/New York: de Gruyter (Schriften des Instituts für Deutsche Sprache 7).

